

BELINDA
ALEXANDRA

*Der
Duft der
Wilden
Rose*



Weltbild

Eine Frau zwischen zwei Männern – in einer gefährlichen Zeit

Als heimatloses Findelkind ist Rosa in einem italienischen Kloster aufgewachsen. Heimatlos bleibt sie auch im Palazzo des Marchese Scarfiotti, wo sie als Hauslehrerin arbeitet. Während Italien unter dem Joch der Faschisten stöhnt, erlebt Rosa Gewalt und Unrecht und die Schrecken des Krieges. Als sie sich in den jüdischen Kaufmann Antonio verliebt und ihn heiratet, glaubt sie, endlich ein Zuhause gefunden zu haben. Doch Antonio wird nach Deutschland deportiert, Rosa wird verhaftet. Da steht plötzlich der berühmte Partisanenführer »der Falke« vor ihr – Luciano, ihre erste große Liebe: der Mann, den sie nie vergessen konnte ...

Belinda Alexandra

Der Duft der wilden Rose

Roman

Aus dem Englischen von Maria Mill

Weltbild

Die Autorin

Belinda Alexandra ist die Tochter einer russischen Mutter und eines australischen Vaters. Seit ihrer Jugend pflegt sie ihre zwei großen Leidenschaften: das Reisen und das Schreiben. Ihr Debütroman »Die weiße Gardenie« wurde auf Anhieb ein internationaler Erfolg. Die Autorin lebt in Sydney.

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel Tuscan Rose
bei HarperCollins Publishers Australia Pty Ltd.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Belinda Alexandra

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Published by arrangement with HarperCollins Publishers Australia Pty Ltd.

Übersetzung: Maria Mill

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Claudia Krader, München

Covergestaltung: zeichenpool, München

Titelmotiv: www.shutterstock.com

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-95569-596-5

Prolog

Florenz, 1914

In einem Durchgang hält der Mann schwankend inne, ehe er weiter die gewundene Gasse hinab Richtung Fluss rennt. Die bereits quer durch die Stadt zurückgelegte Strecke hat ihn zum Keuchen gebracht. Doch das Schicksal des in den Falten seines Mantels verborgenen Säuglings hängt von ihm ab, und er fürchtet, dass sie beide verloren sind – sollte er das Kind nicht in Sicherheit bringen und zurückkehren, ehe seine Abwesenheit Verdacht erregt.

Hufe klappern über das Kopfsteinpflaster, seine Nackenhaare sträuben sich. Er fährt herum, um seinen Verfolger zu konfrontieren, erblickt jedoch nur eine mit Kerzen und Mehlsäcken beladene Händlerfuhrer und springt in einen Durchgang zwischen zwei Häusern. Der Wind ist frostig, doch das an seine Brust sich schmiegende Kind wärmt ihn. Er schiebt seinen Mantel ein wenig zurück und wirft einen Blick darauf. »Gottlob haben Säuglinge einen tiefen Schlaf«, murmelt der Mann und streichelt dem Kind mit seiner schwieligen Hand die Wange. Er hebt die Augen zum Himmel, versucht die Bilder der letzten Stunden zu verdrängen und zittert, als er an das bleiche Gesicht der Mutter denkt und an die Schreie. Schreie so entsetzlich, dass er sie nicht für die eines Menschen gehalten hätte.

Er schleicht die Straße entlang und trifft auf eine Schar junger Leute, die um einen Brunnen lungern. Einer entdeckt ihn und löst sich aus der Gruppe: ein magerer Jugendlicher mit mottenzerfressenem Schal, den er sich um den Hals geknotet hat. Der Mann fährt sich mit der Zunge über die Lippen, bleckt die Zähne, fordert den Burschen dann aber lieber doch nicht heraus, biegt stattdessen in eine Gasse. »E allora! – Jetzt aber!«, ruft ihm der Junge nach, macht jedoch keine Anstalten, ihm zu folgen. Vielleicht wollte er nur ein Streichholz für seine Zigarette. Angesichts des drohenden Krieges ist jedermann in Florenz nervös und nicht bereit, Risiken einzugehen.

Der Mann tritt aus dem Gässchen. Vor ihm glitzert der langsam fließende Arno in der untergehenden Sonne. Der Ponte Vecchio wird von ihren Strahlen vergoldet. Er erinnert sich seines ersten Blicks auf Florenz und wie er es für die schönste Stadt der Welt hielt. Doch damals war er noch sehr naiv, hatte nicht gewusst, dass Schönheit zwei Gesichter haben und sich hinter der prachtvollsten Fassade eine schwarze Seele verbergen kann.

Der Mann schreitet über die Brücke und ignoriert die Rufe der ihre Ware zusammenpackenden und auf ein Geschäft in letzter Minute hoffenden Schmuckhändler. Er folgt den Ufern des Arno, um mit seinem ergrauten Haar und dem dicken Mantel unter den abendlichen Spaziergängern und Liebespaaren nicht aufzufallen. Er huscht in eine Straße mit schmalen Häusern, um dann auf die Via Maggio und von dort auf die Piazza zu gelangen, wo es nach Kohlenfeuern und feuchtem Stein riecht. Wind wirbelt die Blätter über das Kopfsteinpflaster. Er steht vor den hohen Mauern des Klosters. Allmählich bricht

die Dunkelheit herein, angestrengt starrt er auf die Steine und hofft, eine ruota zu entdecken, eine Klappe für Findelkinder. Doch da ist keine. Das Kloster in der Stadt seiner Kindheit besaß so eine Drehlade in der Klostermauer, in das man ein Kind legen konnte, ohne dass die Nonnen das Gesicht der Überbringerin erkennen konnten. Doch die mittelalterliche Praxis ist angesichts des liberalen Zeitgeists des modernen Italiens in Ungnade gefallen, und ihm bleibt nichts anderes übrig, als anzuklopfen. Da keine Reaktion erfolgt, pocht er heftiger.

Schritte nähern sich eilig, das Gitter wird beiseitegeschoben. Er spürt, wie er gemustert wird, doch es ist zu dunkel, um das Gesicht der Beobachterin zu erkennen. Die Tür öffnet sich scharrend, und er späht nach der vor ihm stehenden schwarzgewandeten Gestalt. Das Zögern der Nonne ist deutlich spürbar. Die Schwestern sind es nicht gewohnt, nachts fremde Männer zu empfangen.

»Ich habe ein Kind«, sagt er.

Er fürchtet, die Nonne könnte ihn wegschicken. Es gibt ja auch noch das Hospital für Findelkinder, doch er weiß um seine Überfüllung und die schlechten hygienischen Zustände dort. Das Kloster bietet dem Kind noch am ehesten eine Chance.

Zu seiner Erleichterung hält die Nonne nun eine Lampe über die Stufen und bedeutet ihm einzutreten.

»Kommen Sie«, sagt sie und führt ihn zu einem Stuhl. Seine feine Nase registriert den Duft von Rosmarin und Thymian auf ihren Ärmeln. Arbeitet sie im Klostergarten? Oder in der Küche?

Er schlägt den Mantel auf, um ihr das Kind zu zeigen. Das kleine Mädchen ist erwacht. Die Fäustchen sind fest geballt, der Mund öffnet sich zu einem stummen Schrei.

Die Augen der Nonne schimmern, als er ihr das Kind in die Arme legt. »Schsch«, macht die Nonne tröstend. »Hast wohl Hunger, meine Kleine, was?« Sie sieht ihn an. »Und die Mutter?«, fragt sie vorsichtig. »Kann sie kommen, um es zu stillen?«

»Nein«, entgegnet der Mann und kann dem Blick der Nonne nicht standhalten. Er begreift, dass sie das Kind für das seine hält, und verzieht das Gesicht. Schon vor langer Zeit hat er seine Familie verloren.

»Wir haben eine Amme, die bereits einen Säugling stillt, dessen Mutter krank ist«, sagt die Nonne.

Unter ihren Gewändern, das sieht der Mann, besitzt die Nonne eine wohlgeformte Figur. Sie ist eine Frau, die eine ausgezeichnete Mutter abgegeben hätte, wäre sie nicht bereits mit Christus vermählt. Das Kind ist in guten Händen.

»Werden Sie die Kleine besuchen?«, fragt ihn die Nonne.

Der Mann schüttelt den Kopf, und die Nonne zuckt zusammen. Er beobachtet, wie sie mit dem Finger über die dunkel-rosige Haut des Babys fährt. Es ist ein hübsches Kind, zu Besserem geboren, denkt er. Nun wird es arm sein. Aber besser arm als ...

Die Nonnen beginnen wieder zu singen.

»Falls Sie sich anders besinnen, können Sie wiederkommen. Ich werde mich an Sie erinnern«, sagt die Nonne.

Der Mann gibt ihr keine Antwort, und eine Weile schweigen sie. »Es ist am besten«, sagt er dann, »wenn sie anonym bleibt. Ohne ihren Geburtsnamen und ihre Geschichte wird sie hier sicher sein.«

Die Nonne wird blass.

Der Mann schreitet in die Diele zurück. Die Nonne folgt ihm. Er greift nach der Klinke und öffnet die Tür. Ein kalter Windstoß fährt herein. Noch einmal dreht er sich um und wirft einen letzten Blick auf Nonne und Kind. Während er es tut, bemerkt er das einzige Gemälde, das die weißgetünchte Wand hinter ihnen schmückt: die Madonna mit dem Jesuskind.

»Mögen sie euch beide beschützen«, sagt er.

»Und auch Sie«, erwidert die Nonne.

Der Mann nickt, ehe er in die Nacht hinausstürzt.

Die Nonne bringt das Kind ins Refektorium, wo ein warmes Feuer brennt. Sie legt sich das Kind auf den Schoß und betastet seine Windel, um zu sehen, ob sie feucht ist.

Irgendetwas ragt hinter dem Beinchen des Kindes hervor. Die Nonne greift unter die Windel und zieht es heraus: Es ist ein winziger silberner Schlüssel.

»Ein Wunder«, flüstert die Nonne. Sie hat dem Fremden gesagt, sie werde sich seiner erinnern und ist sich dessen sicher. Mit seinen wachsamen Augen und seiner angegrauten Erscheinung wirkte er wie ein Wolf in Menschengestalt. Aber dieser Wolf war freundlich – und überaus erlösungsbedürftig.

Langsam, ganz langsam neigte sich Rosa Bellocchis bisheriges Leben einem vorherbestimmten Ende zu. Ihr Dasein würde sich grundlegend verändern, und alles Vertraute in weite Ferne entschwinden.

Wie jeden Morgen seit Ende ihrer Schulzeit im Kloster Santo Spirito saß sie mit Suor Maddalena in der Klosterküche. Die Küche, durch deren Mitte sich eine Holzbank zog, war mit Terrakottakacheln gefliest und ging auf den Hof mit der Statue Sant'Agostinos hinaus. Trotz des Feuers im gusseisernen Ofen war die Luft noch eisig, und die Frauen hatten ihre Stühle in die Sonne gerückt. Suor Maddalena schälte Kartoffeln, während Rosa, die Flöte im Schoß, in steifer Haltung neben ihr saß. Sie gab vor, die Phrasierung des neben ihr auf dem Notenständer liegenden Kirchenlieds zu studieren, doch in ihrem Kopf jagte ein Gedanke den nächsten.

Könnte es sein, dass wir heute das letzte Mal so zusammensitzen?, fragte sie sich.

Wann immer Suor Maddalena in der Küche arbeitete, sang sie. Zwar war das Kloster ein Ort der Meditation, doch die höhlenartigen Säle und das Labyrinth der Gänge wirkten wie Schalltrichter, und allmorgendlich drang das Duett von Suor Maddalenas vollkommener Stimme und Rosas süßen Flötentönen bis in die entlegensten Teile des Klosters. Die Nonnen im Gemüsegarten hoben die Köpfe und reckten die Häuse, um die himmlische Musik zu vernehmen, und die älteren Konventsfrauen, die nach dem Frühstück in ihren Zellen ruhten, träumten von Engeln.

An jenem Morgen jedoch blieb Suor Maddalena stumm, versunken in einen Kummer, den zu zeigen ihr der Glaube verbot. Rosa aber wurde ganz weh ums Herz bei der Vorstellung, womöglich schon bald von der Frau getrennt zu sein, die so etwas wie eine Mutter für sie gewesen war. Die innige Verbindung, das durch all die gemeinsamen Jahre in der Küche gewebte Band, würde zerschnitten. All ihre Gespräche würden künftig im offiziellen Empfangsraum, durchs Gitter und in Anwesenheit einer Aufsichtsperson stattfinden.

Ich werde das einzige Heim verlieren, das ich je kannte, dachte Rosa.

Durch die Augen nahm sie die Worte des Liedes in sich auf: Die größte Freude aber ist, sich hinzugeben für den Nächsten. Dabei musste sie an ihr erst wenige Tage zurückliegendes Gespräch mit der Badessa, der Mutter Oberin des Klosters, denken.

»Obwohl die Menschen draußen glauben, unser Leben besitze keinerlei Reiz, sind wir zufrieden«, hatte die Badessa zu ihr gesagt. »Unser Glaube ist voller Wunder, und unsere Gemeinschaft lebt in einem Einvernehmen, an dem es in vielen Familien mangelt. Doch um ein solches Leben zu führen, muss man dazu berufen sein. Und das, Rosa, bist du nicht.«

Rosa, deren blauschwarze Augen auf das Gemälde der Himmelfahrt Christi hinter dem Schreibtisch der Badessa gerichtet war, öffnete den Mund, wollte etwas sagen, schloss ihn aber wieder. Sie hatte sich bemüht, die Berufung zu verspüren, allerdings nie jene

leise Stimme vernommen, von der die Nonnen so verzückt sprachen.

»Ich fühle mich«, sprach sie nun zur Badessa, »schon zu etwas berufen.«

Die Badessa nahm ihre Brille ab, rieb sich die Augen und setzte sie wieder auf. »Bei deiner Intelligenz und deinem Witz hege ich nicht den geringsten Zweifel, dass Gott noch Großes mit dir vorhat, Rosa. Doch das wird sich nicht innerhalb unserer Klostermauern abspielen. Das wirst du nicht hier bei uns vollbringen.«

Rosas Herz hämmerte heftig. Sie hatte gewusst, dass der Augenblick kommen würde, doch nun, da er da war, fühlte sie sich nicht vorbereitet. Andere im Kloster ausgebildete Mädchen hatte man in gute florentinische Familien verheiratet. Doch bei Rosa schien das unmöglich, da sie Waise war.

»Ich habe mit Don Marzoli gesprochen«, fuhr die Badessa fort. »Und unser Priester meint, du würdest eine gute Gouvernante abgeben. Er will sich bei unseren Förderfamilien nach einer offenen Stelle erkundigen. Schließlich hast du dich in Mathematik und Musik hervorgetan, sprichst Englisch, Französisch und Deutsch.«

»Ich könnte doch auch hier unterrichten, an der Schule«, platzte Rosa heraus.

Der Anblick der hochgezogenen Brauen der Badessa bremste sie. Es war gänzlich unmöglich, dass sie weiter im Kloster lebte, es sei denn, sie wurde Nonne. Und dass sie berufen sei, konnte sie nicht behaupten, auch wenn es bedeutete, dass man sie fortschickte.

»Wenn du Nonne wirst, bist du auch Mutter und Braut, nur auf andere Weise«, hatte Suor Maddalena ihr einst erklärt. »Am Tag meiner Weihe war meine Familie zugegen, und ich trug einen weißen Schleier.«

Einige der Nonnen hatten Geschwister, von denen sie an Festtagen oder zu besonderen Anlässen im Empfangsraum besucht wurden. Deren Leben unterschied sich himmelweit vom abgeschlossenen Dasein im Kloster. Suor Maddalena hatte ihr Elternhaus nur ein einziges Mal besuchen dürfen, als ihre Mutter im Sterben lag.

Trotz der Versicherungen der Badessa, dass das Kloster ein erfülltes Leben bot, konnte Rosa nicht begreifen, wie man auf das Glück verzichten konnte, in eine Familie hineingeboren zu sein und einen richtigen Namen zu tragen.

Suor Maddalena hustete, und Rosas Gedanken kehrten vom Gespräch mit der Badessa in die Küche zurück. Stumm rollten die Tränen über Suor Maddalenas Wangen. Und dieser Anblick trieb auch Rosa das Wasser in die Augen.

»Don Marzoli wird eine gute Stelle für dich finden«, meinte Suor Maddalena halb an Rosa gerichtet, halb zu sich selbst. »Nicht allzu weit von hier. Dann kannst du mich besuchen.«

Die bebende Stimme der Nonne griff Rosa ans Herz. In ihrer Kindheit war es Suor Maddalena gewesen, die Rosa nach Alpträumen getröstet und sie bei den paar Gelegenheiten, zu denen sie gemeinsam das Kloster verlassen durften, an die Hand genommen hatte. Oft warnte die Badessa die Nonnen, allzu enge Bindungen zu den Waisen einzugehen: »Sie sind wie kleine Vögelchen, die ein Sturm aus ihren Nestern gefegt hat. Wir füttern, wärmen und unterrichten sie, doch eines Tages müssen wir sie

ziehen lassen.«

Suor Maddalena würde einsam sein, wenn ihr »Vögelchen« erst einmal ausgeflogen war, das wusste Rosa, und sie würde es nicht einmal zeigen dürfen.

Rosa blickte auf ihre Hände und dachte an ihre leibliche Mutter. Sie besaß keinerlei Erinnerung an sie und stellte sie sich als Frau in himmelblauem Gewand und mit glücksstrahlendem Lächeln vor, wie die Madonna auf dem Gemälde in der Eingangshalle, die das Jesuskind in ihren Armen hielt.

»Woran denkst du?«, fragte Suor Maddalena. »Spiel doch! Dann geht es uns beiden besser.«

Rosa setzte die Flöte an ihre Lippen, brachte aber keinen Ton heraus. Plötzlich hatte sie das Verlangen, sich festzuklammern an allem, das Suor Maddalena und sie miteinander geteilt hatten.

»Erzähl mir doch noch einmal, wie ich ins Kloster gekommen bin«, sagte sie.

Suor schnippelte Rosmarinzweige klein und schwieg.

»Bitte.«

Als Kind hatte Rosa Suor Maddalena häufig drangsaliert, ihr alles über jene Nacht zu erzählen, in der der Fremde sie ins Kloster gebracht hatte. Und jedesmal zerbrach sie sich anschließend den Kopf, wer der Mann wohl gewesen war. Ihr Vater? Ein Diener? Doch das Rätsel blieb unlösbar, und als Rosa dann älter wurde, gab sie das Fragen auf.

»Erzähl es mir«, bat sie Suor Maddalena jetzt. »Ich muss es noch einmal hören. Erzähl mir vom Wolf.«

Einige Tage später erkrankte Suor Maddalena an einem Fieber und bekam von der Badessa Bettruhe verordnet. Suor Dorothea und Suor Valeria übernahmen die Leitung der Küche und beaufsichtigten die Helferinnen, vor deren albernem Geplapper sich Rosa mit ihrer Flöte in die Kapelle flüchtete. Anders als beim Klavierüben musste sich Rosa zum Spiel ihres zweiten Instruments nie zwingen. Die reinen Töne der Flöte versetzten sie mit der gleichen Gewissheit in himmlische Sphären wie das Gebet der Nonnen das bei diesen zuwege brachte. Nicht üben war so ähnlich wie Hunger haben: Sie bekam Magenweh davon und wurde übellaunig.

Rosa war gerade mitten in Händels Largo, als sie im Hof einen Wagen vorfahren hörte. Sie blickte durchs Fenster in der Erwartung, Don Marzolis Fiat zu sehen, entdeckte jedoch stattdessen einen schwarzen Bugatti, der in der Nähe der Statue zum Stehen kam. Noch nie hatte jemand anderer als Don Marzoli oder der Doktor einen Wagen mit ins Kloster gebracht, und sie fragte sich, wer da wohl gekommen war und ihren Frieden störte.

Rosa versuchte, durch die Zweige der Stechpalme zu spähen, und im selben Augenblick entstieg ein Chauffeur dem Wagen und öffnete die hintere Türe. Als Erstes entstieg dem Gefährt ein Mann mit Hut und einem Mantel über dem Arm. Er besaß die Statur eines Sportsmanns und eine gesunde Bräune. Hinter ihm im Wagen befand sich aber noch jemand, allerdings verwischte ein in der Brise schaukelnder Ast Rosa die Sicht. Alles, was sie erkennen konnte, war ein Ärmel aus Silberbrokat und eine weiße Hand, die auf dem Arm des Mannes ruhte.

Wenige Minuten später stand eine Novizin in der Kapellentür. »Die Badessa wünscht Sie sofort zu sprechen.« Rosa schluckte und packte ihre Flöte ein. Sie hatte es sich angewöhnt, nicht auf die Klappen zu drücken oder die Teile gewaltsam auseinanderzureißen, da sie wusste, wie viel es die Nonnen gekostet hatte, das Instrument für sie zu kaufen. Doch der Gedanke, dass der Mann mit dem Hut gekommen war, um sie für eine Stelle anzufordern, machte Rosa zittrig. Das Kopfstück fiel ihr herunter und trug eine Delle davon. Normalerweise hätte der Schaden an ihrem kostbarsten Besitz sie geschmerzt, jetzt aber nahm sie das Missgeschick kaum wahr.

Rosa folgte der Novizin ins Büro der Badessa. Plötzlich kam es ihr vor, als sei ihre Blase zum Bersten voll. Sie entschuldigte sich, um rasch auf die Toilette zu gehen, doch als sie dort saß, konnte sie kein Wasser lassen. Und wenn sie es noch länger probierte, würde sie die Badessa warten lassen und deren Geduld strapazieren. Sie erhob sich und zog sich unerleichtert und mit heftigem Seitenstechen ihre Strümpfe gerade.

Die Badessa saß hinter ihrem Schreibtisch. Der Mann, den Rosa aus dem Bugatti hatte aussteigen sehen, war ebenfalls anwesend, nicht aber die Frau. Mit seinem markanten Kinn und den wuchtigen Brauen wirkte er ungeheuer eindrucksvoll. Für sein Alter, das Rosa auf ungefähr vierzig Jahre schätzte, besaß er eine frische Gesichtsfarbe und hätte wohl noch jünger gewirkt, wären da nicht die tief eingegrabenen Linien auf der Stirn und um die Augen gewesen. Aus dem teuren Seidenanzug und dem goldenen Siegelring an seinem Finger schloss Rosa, dass er ein bedeutender Mann sein musste.

Die Badessa sprach langsam, als wolle sie dem Anlass damit noch mehr Nachdruck verleihen. »Liebe Rosa, ich möchte dich mit dem Marchese Scarfiotti bekannt machen.«

Ein Marchese? Der Adelstitel verblüffte Rosa. Sie knickte.

»Der Marchese Scarfiotti und seine Gemahlin suchen eine Erzieherin für ihre Tochter«, erklärte die Badessa. »Sie sind beeindruckt von deinen Fertigkeiten auf dem Gebiet der Musik sowie deinem Sprachtalent.«

»Meine Mutter und meine Großmutter sind hier zur Schule gegangen und waren beide beachtliche Musikerinnen«, sagte der Marchese, schlug die Beine übereinander und stützte den Ellbogen aufs Knie. »Und obwohl meine Schwester zu Hause unterrichtet wurde, hat auch sie als Kind hier Musikstunden erhalten. Unsere Familie war immer sehr stolz auf ihre Musikalität. Und ich wünsche, dass meine Tochter diese Tradition fortsetzt.«

»Vielleicht könntest du dem Marchese ja etwas vorspielen«, schlug die Badessa Rosa vor.

Rosa drückte sich den Flötenkasten an die Brust und presste die Beine zusammen. Ihre Blase war unerträglich voll. Doch brav packte sie ihre Flöte aus und spielte das Händel-Stück, das sie gerade geübt hatte. Und trotz ihres Unbehagens spielte sie besser als je zuvor. Als sie geendet hatte, sah sie, dass der Marchese zufrieden war.

»Das war eine grandiose Interpretation«, meinte er. »Don Marzoli hat hinsichtlich ihrer Fähigkeiten nicht übertrieben.« Der Marchese hatte etwas beinahe Väterliches an sich und besaß eine angenehme Stimme.

»Die Scarfiotti sind großzügige Förderer der Musik und der Künste in Florenz«,

bemerkte die Badessa, Rosa fixierend. »Es ist eine große Ehre, dass sie Interesse an dir bekunden.«

Dass Don Marzoli eine hohe Meinung von Rosa hegte, die er als sehr reif für ihr Alter betrachtete, war im Kloster bekannt. Um eine Stelle bei den Scarfiotti aufzutun, musste er sich allerdings ziemlich bemüht haben. Rosa fühlte sich geschmeichelt, aber sie wollte nicht fort. Deswegen spielte es in diesem Augenblick für sie kaum eine Rolle, wohin man sie schickte.

Die Badessa nickte der Novizin zu, und Rosa begriff, dass sie entlassen war. Ihr Schicksal schien bereits besiegelt. Der Marchese hatte seine Entscheidung offenbar schon vor seinem Besuch getroffen und sie nur aus Neugier spielen hören wollen.

Rosa kehrte in die Kapelle zurück und kniete sich in eine Kirchenbank. Sie fühlte sich wie ein verurteilter Gefangener, der auf einen Vollstreckungsaufschub wartet. War es möglich, dass noch ein Wunder geschah, man sich für einen Kurswechsel entschied und ihr erlaubte zu bleiben?

Trotzdem verspürte sie bei aller Verzweiflung auch eine gewisse Neugier. Ein Marchese? Wo er wohl lebte – in einem Schloss? Einer Villa? Und weshalb hatte ihn seine Frau nicht zu dem Gespräch begleitet? Eine Mutter musste doch begierig darauf sein, sich zu der künftigen Gouvernante ihrer Tochter zu äußern?

Rosa erhob sich und trat ans Fenster. Immer noch stand der Wagen des Marchese im Hof. Offenbar besprach er mit der Badessa die letzten Einzelheiten. Sie öffnete ihren Flötenkoffer und setzte ihr Instrument zusammen, um das Ave Maria zu spielen.

Die Flöte würde sie trösten, dachte sie, doch als sie das Mundstück an die Lippen setzte, spürte sie, dass sie außer Atem war und nicht spielen konnte – wie schon einmal vor einigen Tagen in der Küche. Mit dem Daumen spürte sie die Delle am Kopfstück und seufzte, sehnte sich danach, Suor Maddalena von den neuesten Entwicklungen zu berichten. Der Gedanke an die Trennung von ihr versetzte sie in Panik.

Rosa packte ihre Flöte weg und eilte zu Suor Maddalenas Zelle, doch als sie ankam, fand sie sie leer. Suor Eugenia stand auf dem Korridor.

»Der Arzt war heute Morgen bei ihr und hat angeordnet, Suor Maddalena in die Krankenstation zu bringen.«

»Auf die Krankenstation?«, schrie Rosa, da sie wusste, dass nur die kränksten Nonnen dorthin geschickt wurden. »Ich muss sie unbedingt sehen.«

Suor Eugenia schüttelte den Kopf. »Niemand darf in ihre Nähe. Es besteht die Gefahr einer Lungenentzündung.«

»Lungenentzündung?«

»Suor Maddalena hat eine Brustinfektion und darf sich nicht aufregen.«

Alles Blut wich aus Rosas Gesicht. Wenn sie sich nun nicht einmal von Suor Maddalena verabschieden konnte? Sie stürzte zurück in ihre eigene Zelle und schrie auf, als sie die Novizin erblickte, die ihre Kleider in einen kleinen Koffer packte.

»Du wirst uns noch heute Morgen verlassen«, teilte ihr die Novizin mit. »Der Marchese erwartet dich draußen im Hof. Die Badessa meinte, sie treffe dich dort.«

»Aber Suor Maddalena ist krank. Ich kann doch nicht so einfach gehen.«

Die Novizin berührte Rosa am Arm. »Sei stark«, sagte sie.

Rosa eilte zum Schreibtisch und kritzelte rasch eine Nachricht für Suor Maddalena, ehe sie ihren Koffer aus den Händen der Novizin in Empfang nahm und auf den Hof hinauslief. Die Badessa stand mit dem Marchese neben dem Wagen. Offenbar hatte er es eilig. Rosa wusste zwar seit Tagen, dass sie das Kloster verlassen würde, doch das alles ging einfach zu schnell.

»Bitte, Mutter Oberin«, sagte sie, »könnten Sie Suor Maddalena diesen Brief geben? Ich hatte nicht einmal Zeit, mich von ihr oder sonst wem zu verabschieden. Ich werde sie besuchen, sobald es ihr besser geht.«

Die Badessa mied ihren Blick. »Suor Maddalena wird sich freuen, dass du eine so prestigeträchtige Stellung ergattert hast. Sie hat stets darum gekämpft, dir die bestmögliche Ausbildung zu ermöglichen.«

Rosa wurde bei diesen Worten schwer ums Herz. Konnte es sein, dass Suor Maddalena doch nicht so krank war, wie Suor Eugenia behauptet hatte? Wurde sie vorsätzlich daran gehindert, bei Rosas Abreise dabei zu sein? Rosa wollte fragen, ob sie nicht durch das Fenster der Krankenstation mit Suor Maddalena sprechen könne, doch der Marchese reichte dem Chauffeur Hut und Mantel, und die Badessa schob sie in Richtung des Wagens.

»Lass deinen neuen Dienstherrn nicht warten«, flüsterte sie. »Benimm dich ordentlich und arbeite fleißig, Rosa. Das ist der schönste Dank, den du Suor Maddalena erweisen kannst.«

Der Chauffeur, ein kleiner Mann mittleren Alters, nahm Rosa den Koffer ab, doch das Schloss war offenbar nicht richtig eingerastet, und Kleider und Bücher quollen heraus.

»Verzeihen Sie, Signorina«, meinte der Chauffeur und bückte sich, um die zu Boden gefallenen Gegenstände aufzuklauben. Er hob ein Kleid auf, und es fiel etwas aus dessen Rocktasche. Ein gefalteter Zettel. Rosa grapschte danach, ehe jemand ihn sehen konnte, und schob ihn sich verblüfft – war er von Suor Maddalena? – in die Manschette ihres Ärmels.

Der Chauffeur hielt Rosa die Tür auf, und sie stieg ein. Im Innern des Wagens roch es nach Jasmin. Sie zuckte zusammen, als sie die Frau im Brokatmantel entdeckte, die bereits auf der Rückbank saß. Die Frau war hübsch, mit milchhellem Teint und rotblonden Locken, die unter dem Hut hervorquollen. Sie sah Rosa an und lächelte dann.

»Hier«, sagte sie und breitete das auf ihren Knien liegende Hermelincapè über beide aus, sodass es nun auch Rosas Beine bedeckte.

Rosa schauderte, widerstand jedoch ihrem Drang, das Cape beiseitezustoßen. Einen Pelz auf der Haut zu spüren, in dem kein Leben mehr war, erfüllte sie mit Widerwillen. Sie mochte nur warme Felle, die lebende Tiere in sich bargen. Sie sah den Ursprung von Dingen, wo andere nur Objekte in ihnen wahrnahmen. Eine Fuchsstola über der Schulter einer Frau im Empfangsraum des Klosters hatte ihr einst banges Herzrasen beschert, als sei sie selbst das gehetzte Tier, das durch die Wälder um sein Leben lief. Und die

ledergebundene Bibel in der Kapelle bereitete ihr Übelkeit, wann immer Don Marzoli sie aufschlug: Sie sah förmlich vor sich, wie der Gerber Gewebe davon abschabte, während andere darin nur das Wort Gottes erblickten.

Der Marchese setzte sich neben die Frau, und Rosa drückte sich in die Ecke, um ihnen Platz zu machen. »Das ist Signora Corvetto«, begann er. »Sie begleitet mich heute.« Eine weitere Erklärung erfolgte nicht.

Die Frau war also nicht die Marchesa. Wer aber war sie dann? Ihre Kleidung sah elegant aus, und sie trug mehrere Perlenreihen um den Hals und Smaragdringe an den Fingern. Handelte es sich womöglich um die Sekretärin des Marchese?

Der Wagen bewegte sich, und Rosa winkte der Badessa zum Abschied. Es überraschte sie, als die alte Nonne, die ihr stets so förmlich begegnet war, ihr auf einmal eine Kusshand zuwarf. Der Anblick der Badessa vor der Kulisse jener ihr einzig vertrauten Welt trieb Rosa Tränen in die Augen.

»Sie haben also Ihr ganzes bisheriges Leben im Kloster verbracht?«, fragte Signora Corvetto.

»Ja, Signora.«

Signora Corvetto zündete sich eine Zigarette an und musterte Rosa durch den Rauch hindurch. »Ich habe gehört, Sie sind eine beachtliche Musikerin. Clementina liebt Musik.«

Signora Corvetto machte den Eindruck, als wolle sie noch etwas sagen, besann sich dann aber anders. Ihre blauen Augen wirkten traurig. Der Marchese schob seine Hand in die Signora Corvettos. Rosa rutschte ein wenig auf ihrem Platz herum und blickte aufs Kloster zurück, das in der Ferne verschwand. Auch wenn sie vielleicht ein behütetes Leben geführt hatte, begann sie zu ahnen, dass Signora Corvetto nicht die Sekretärin des Marchese war.

Der Chauffeur fuhr sie entlang des Arno bis zum Ponte Santa Trinità, weiter war Rosa noch nie über das Kloster hinausgekommen. Das Florenz auf der anderen Seite des Flusses hatte sie bisher nur aus der Ferne betrachtet, und nun befand sie sich mitten darin. Zeitweise vergaß sie sogar ihren Kummer, wenn sie hinausblickte in die engen, durch den Schatten der Häuser düsteren Straßen. Manche von ihnen waren kaum mehr als Gassen oder Durchgänge. Der Chauffeur musste vorsichtig durch die Straßen manövrieren, um nicht mit Trambahnen, Brotkarren oder Dienstmädchen mit Gemüsekörben auf dem Kopf zu kollidieren. Und unvermutet trafen den Wagen jedes Mal, wenn er an einer Piazza vorbeikam, die Sonnenstrahlen.

Rosa konnte das reichhaltige Angebot der Händler kaum fassen, deren Geschäfte an die offenen Plätze grenzten: Antiquitätenhändler und Rahmenmacher, Parfümeure mit Riffelglasfläschchen und Goldfiligranhandspiegeln in ihren Fenstern. Dazu Kisten voller Spargel, Karotten, Artischocken oder Roter Bete, die sich in den Eingängen der Gemüsehändler stapelten. Niemals zuvor hatte Rosa einen solchen Überfluss gesehen. Das Kloster hielt sich viel auf seine Einfachheit und Selbstgenügsamkeit zugute. Die Nonnen pressten ihr eigenes Öl, webten ihre eigenen Stoffe. Das Leben bei ihnen war stets bescheiden gewesen.

Der Marchese schob die Hand in seine Tasche, zog ein silbernes Zigarettenetui heraus und beugte sich zu Signora Corvetto hinüber.

»Möchten Sie rauchen?«, fragte er Rosa.

Rosa war verblüfft über die jähe Vertraulichkeit. Sie schüttelte den Kopf.

»Das ist der duomo«, sagte er und deutete zum Fenster hinaus. »Sie haben ihn wohl noch nie aus dieser Nähe gesehen, Signorina Bellocchi? Einige der größten Talente Italiens haben an diesem großartigen Bauwerk gearbeitet: Giotto, Orcagna, Gaddi.«

Rosa drehte sich in die genannte Richtung und erblickte die Basilica di Santa Maria del Fiore, welche die Florentiner eher als ihren duomo kennen. Der Dom überragte alle anderen Gebäude, und sie war wie geblendet von seinen rosa und grün verkleideten Mauern und Brunelleschis berühmter roter Kuppel. Bis zu diesem Moment hatte sie die Kirche nur von Schwarz-Weiß-Bildern gekannt.

»Die weißen Marmorplatten sind aus Carrara, die grünen aus Prato und die roten aus Siena«, informierte sie der Marchese, während er sich das Haar nach hinten strich. »Manche finden das übertrieben, aber Sie können sehen, dass zwischen Kathedrale, Glockenturm und Baptisterium Harmonie herrscht.«

Das Gesicht des Marchese rötete sich ein wenig, während er die Schwierigkeiten beschrieb, auf die die verschiedenen Künstler in jedem Stadium des Bauprozesses gestoßen waren, und wie Brunelleschi nach einer Meinungsverschiedenheit mit der Baukommission einmal von Amtsdienern fortgeschafft worden war. Während der Marchese sich über die künstlerischen Besonderheiten und die Geschichte des Bauwerks ausließ, wurde er zu einem anderen Menschen; er entspannte sich. Und Rosa spürte, dass sie sich langsam für ihn erwärmte.

Der Chauffeur brachte den Wagen zum Stehen und öffnete die Tür, um den Marchese und Signora Corvetto aussteigen zu lassen. Er gab jedoch mit nichts zu verstehen, dass Rosa ihnen folgen sollte. Der Marchese wandte sich um und warf einen Blick in den Wagen zurück.

»Giuseppe wird Sie in die Villa bringen«, sagte er und nickte zum Chauffeur hin. »Ich bin mir sicher, dass Sie sich in Ihrer Stellung wohl fühlen werden.«

Ehe Rosa begriffen hatte, was geschah, hatte der Chauffeur die Tür geschlossen, kehrte zum Fahrersitz zurück und wendete den Wagen. Rosa blickte durchs Rückfenster und sah den Marchese und Signora Corvetto über die Piazza schlendern und im Gespräch die Köpfe zusammenstecken. Sie wusste nicht, was sie davon halten sollte.

»Sitzen Sie auch bequem, Signorina Bellocchi?«, fragte Giuseppe.

»Ja, danke.«

Gern hätte Rosa den Chauffeur über die Familie Scarfiotti ausgefragt, man hatte ihr so wenig über sie mitgeteilt. Doch die Schüchternheit lähmte sie, und sie blieb stumm. Giuseppe konzentrierte sich wieder aufs Fahren.

Rosa zog den Zettel heraus, den sie in ihrem Ärmel versteckt hatte. Sie faltete ihn auseinander und entdeckte darin einen winzigen silbernen Schlüssel mit herzförmigem Griff am Ende. Sie drehte den Zettel, um zu sehen, ob Suor Maddalena vielleicht eine

Erklärung dazugeschrieben hatte, doch da war nichts. Rosa hielt den Schlüssel in ihrer Hand und stellte sich vor, was er wohl öffnen könnte. Für eine Tür oder einen Schrank war er zu leicht. Vielleicht gehört er ja zum Schloss einer kleinen Schatulle. Sie wickelte ihn wieder ein und schob ihn zurück in ihren Ärmel.

Etwas später passierte der Wagen ein Schild mit der Aufschrift Nach Fiesole.

»Ah, diese Engländer«, rief Giuseppe und deutete auf eine Gruppe von Frauen, die mit Schwertlilien im Arm vor einem Friedhof standen. Die blonden Haare, die Spitzenkleider und vernünftigen Schuhe erinnerten Rosa an Mrs Richards, ihre Englischtutorin aus dem Kloster, die den Schülerinnen, wenn die Nonnen nichts mehr ausrichten konnten, bei der Aussprache geholfen hatte.

»In der Via Tornabuoni wimmelt es nur so von Engländern«, meinte Giuseppe. »Sie werden sehen. Es ist, als sei man in London.«

Ich werde es sehen, dachte Rosa. Es bestand kein Zweifel: Ihr altes Leben trat immer mehr in den Hintergrund, und ein neues tat sich vor ihr auf. Trotz aller Ängste empfand sie allmählich ein Kribbeln, spürte ihre Aufgeregtheit.

Der Wagen schoss bergauf, und längs der Straße kamen nach und nach großartige Villen in Sicht, von denen eine prachtvoller war als die vorige. Rosa sah eine weitläufige Villa mit Pietra-Serena-Säulen und einer Loggia, die auf einen Garten mit Magnolien- und Olivenbäumen hinausging, und dann eine weitere mit einem verschnörkelten Turm sowie Fenstern mit steinernen Umrandungen und Sims.

Ob die Scarfiotti wohl auch so lebten, fragte sie sich.

Sie kamen noch an einigen weiteren Landhäusern vorbei, dann folgten Wiesen, und Rosa erhaschte einen Blick auf das unter ihnen liegende Florenz.

Giuseppe blickte über die Schulter. »Möchten Sie es sich ansehen?«, fragte er.

Das wolle sie, erwiderte Rosa, und er blieb am Straßenrand stehen und öffnete ihr die Tür.

Während sie sich langsam dem Hang näherte, fächelte eine Brise das sie umgebende kniehohe Gras. Florenz erstreckte sich vor ihr in all seiner Pracht. Eine Ansammlung rotgedeckter Gebäude, aneinandergedrängter Kirchen und Klöster, und alle miteinander von der Basilika und Brunelleschis Kuppel überragt. Wenn sie auch das Kloster nicht sehen konnte, hörte sie doch die Kirchenglocken läuten und wusste, dass die Nonnen nun zum Gebet eilten. Erst vor wenigen Stunden hatte sie noch in der Klosterkapelle Flöte gespielt; es war kaum zu glauben. Tränen brannten ihr in den Augen, als ihr klar wurde, dass das nie wieder geschehen würde.

»Sie werden die Nonnen vermissen, wie?«, fragte Giuseppe und betrachtete sie mitleidig.

»Ja«, erwiderte sie.

Er nickte, schwieg dann jedoch. Rosa fand es merkwürdig, dass er sie nicht mit Beteuerungen zu beruhigen versuchte, wie angenehm ihr Leben bei den Scarfiotti sein werde.

Sie kehrten zum Wagen zurück und bogen kurz darauf in einen Weg, der beiderseits

von Steinmauern gesäumt wurde. Rosa reckte den Hals, um Bäume oder andere landschaftliche Gegebenheiten jenseits der Mauern zu erspähen, konnte jedoch nichts erkennen. Ihr war, als brause der Wagen durch einen Tunnel. Das Gefühl hielt an, bis sie schließlich ein von zwei Steindoggen flankiertes schmiedeeisernes Tor erreichten, hinter dem ein etwas vom Zaun zurückgesetztes und von einer hohen Hecke umgebenes Pförtnerhaus stand.

Giuseppe betätigte die Hupe. Die Tür des Pförtnerhauses ging auf, ein unrasierter Mann mit schulterlangem grauem Haar und in Hemd und Weste lugte ins Freie. Er kam zum Tor und legte seine großen Hände auf das Schloss, um ihnen aufzusperren, sodass Giuseppe hineinfahren konnte. Trotz der etwas ungepflegten Erscheinung besaß der Mann eine kräftige und aufrechte Statur. Giuseppe ließ den Wagen langsam hineingleiten. Rosa blickte – fasziniert von der würdevollen Ausstrahlung des Mannes – auf den Pförtner, doch der hielt den Blick gesenkt.

Sie fuhren nun durch einen Wald. Und auf einmal traten die Bäume auseinander und die Villa Scarfiotti kam in Sicht. Das Haus erstreckte sich über vier Stockwerke, wobei der Mittelteil etwas von den Seitenflügeln zurücktrat. Von jeder Etage gingen acht Fenster zu den Rasenflächen hinaus. Geländer und Verzierungen waren mit Grünspan bedeckt, und auf dem Brunnen in der Mitte der Auffahrt und den Säulen und Schmuckurnen, die die zu dem eindrucksvollen Bronzeportal hinaufführende Freitreppe säumten, wiederholte sich die bläulich-grüne Patina. Dutzende klassischer Statuen sprenkelten die Rasenflächen: Jungfrauen mit Urnen und Männer mit Schwertern. Jede Statue schien in ihrer Bewegung erstarrt, als sei sie einst ein wirklicher Mensch gewesen, den eine Zauberin in Stein verwandelt hatte.

Es gab weder Zitronenbäume in Terrakottatöpfen noch Blumenbeete voller Zinnien und weißer Levkojen, wie Rosa sie auf den Terrassen der die Straße säumenden Villen gesehen hatte. Der Garten der Villa Scarfiotti wirkte wie eine in den Wald geschlagene Lichtung, deren Übergang in das Dickicht lediglich von Buchshecken und Oleander gemildert wurde. Die anderen Villen, an denen Rosa vorbeigekommen war, wirkten anmutig, kleiner und standen im Einklang mit der sie umgebenden Landschaft. Die Villa Scarfiotti dagegen sah so imposant aus, als sei es dem Architekten mehr darum gegangen, die sich Nähernden einzuschüchtern als sie willkommen zu heißen.

Giuseppe brachte den Wagen zum Stehen, nahm Rosas Flötenkoffer und ihre Tasche und hielt ihr die Türe auf. Rosa hörte die Schlösser der vier Meter hohen Tür aufschnappen, wartete mit Giuseppe auf den steinernen Stufen und machte sich darauf gefasst, der Marchesa gegenüberzutreten. Doch keine Adlige erschien vor ihnen, sondern eine Wirtschafterin in schwarzer Uniform.

»Wo ist denn der Marchese?«, fragte die Wirtschafterin Giuseppe mit mürrischer Miene.

»Der ist noch in der Stadt.«

Die Frau heftete ihren grimmigen Blick auf Giuseppe. Sie hatte graublondes Haar, streng nach hinten gekämmt, und eine Haut wie Krepppapier. »Wer ist denn das?«, fragte sie ihn auf Rosa weisend.

»Die neue Gouvernante.«

Die Falten um den Mund der Haushälterin zuckten. »Und was will sie hier? Die Marchesa kommt erst morgen zurück. Sie sind immer noch in Venedig.«

Rosas Vorahnungen beim Anblick der Villa Scarfiotti und die Schärfe der Wirtschafterin vermengten sich. Ob Don Marzoli und die Badessa auch nur die leiseste Ahnung von den chaotischen Verhältnissen im Scarfiotti-Haushalt hatten? Und dann kam ihr ein beunruhigender Gedanke: Nun, da sie sich nicht mehr im Kloster befand, waren Don Marzoli und die Badessa nicht mehr für sie verantwortlich. Sie war auf sich allein gestellt.

»Der Marchese hielt es für günstiger, wenn Signorina Bellocchi schon heute käme«, beschied Giuseppe der Frau. »Um sich einzuleben.«

Etwas Giftig-Boshaftes blitzte bei der Erwähnung von Rosas Namen im Gesicht der Haushälterin auf. Ihr Name, Bellocchi, bedeutete »schöne Augen«, und die Nonnen hatten ihn für Rosa ausgewählt, weil sie keine Eltern hatte, die ihr einen Nachnamen geben konnten. Obgleich die üblichen Findlingsnamen eher Innocenti oder Nocentini waren, merkte Rosa, dass der seltsame Name den Argwohn der Wirtschafterin geweckt hatte, und sie erschauerte innerlich. Der Verdacht, dass sie Waise oder, noch schlimmer, unehelich geboren war, würde bewirken, dass diese Frau sie nur umso mehr verachtete. Wie Rosa sich erinnerte, hatte der Marchese ihr gesagt, sie sei ihm direkt unterstellt. Sie verspürte Dankbarkeit, dass sie sich nicht gegenüber der Wirtschafterin zu verantworten hatte.

»Günstiger für wen?«, erwiderte die Frau an Giuseppe gewandt. »Niemand hat mir gesagt, welches Zimmer ich ihr geben soll.«

»Quartieren Sie sie doch im Zimmer des Kindermädchens ein«, meinte er.

Giuseppe sprach ruhig, doch da er mit den Augen zwinkerte, glaubte Rosa, es mache ihm Spaß, die Frau zu foppen.

»Das ist im vierten Stock«, entgegnete die Wirtschafterin. »Ohne ausdrückliche Anweisung der Marchesa tue ich das nicht. Bis auf Weiteres kann sie in der Kammer des Küchenmädchens schlafen.«

Giuseppe warf einen Blick zu Rosa hinüber und zuckte mit den Schultern.

»Kommen Sie«, meinte die Haushälterin an Rosa gewandt und wies mit dem Kopf in Richtung Tür. »Sie werden sich selbst einrichten müssen. Ich bin heute allein. Ich hoffe, Sie sind sich dafür nicht zu schade, Signorina ... Bellocchi.«

Bereitwillig gehorchte Rosa der Wirtschafterin. An die Verachtung, die Leute Waisen gegenüber an den Tag legten, war sie gewöhnt, hatte schon im Kloster die Sticheleien der zahlenden Schülerinnen ertragen müssen – vor allem dann, wenn die unterrichtende Nonne Rosa nicht in die letzte Bank setzen wollte, wo Findelkinder nach Meinung dieser Schülerinnen und ihrer Eltern hingehörten. »Du bist die bei weitem Intelligenteste unter unseren Schülerinnen«, hatte Suor Maddalena ihr erklärt. »Suor Camilla und Suor Gratia wollen, dass die anderen deinem Beispiel folgen und nicht umgekehrt.«

Kaum hatte Rosa das Haus betreten, hatte sie die Feindseligkeit der Wirtschafterin auch schon wieder vergessen. Die Fassade der Villa war – abgesehen von einigen

barocken Veränderungen – im Stil der Renaissance gestaltet, im Innern jedoch schien alles ultramodern und glänzend. Gleißendes Licht blendete sie. Der Boden der Eingangshalle bestand aus weißem Marmor und erstreckte sich bis hin zu einem imposanten Treppenaufgang. Die Wände waren im Violett von Amethysten gehalten und mit Leuchten aus durchscheinendem Bergkristall bestückt. Man sah Spiegel in allen Formen, Größen und Arten: quadratische Spiegel mit Perlmutterrahmen, runde Spiegel mit silbernen Filigranfassungen und Dutzende von ovalen Spiegeln, die wie Augen geformt waren.

Rosa stieß einen Schrei aus, als sie in einem prächtigen vergoldeten Spiegel ihr Bild erblickte: Nie zuvor hatte sie sich in solcher Schärfe wahrgenommen. Als Symbole der Eitelkeit waren Spiegel im Kloster verboten, und höchstens in einer Fensterscheibe oder auf der gekräuselten Wasserfläche des Brunnens hatte sie zuweilen ein schemenhaftes Bild von sich erblickt. Sie war verblüfft über dieses rabenschwarze Haar, das schmale Gesicht, die erschrockenen Augen. Sie war größer als die Wirtschafterin und viel langgliedriger. Wenn sie so nebeneinander standen, sahen sie aus wie ein Reh und ein Igel.

»Sch! Müssen Sie solchen Krach veranstalten?«, schalt sie die Wirtschafterin. Die mürrische Miene der Frau wich einem Kichern. »Woher kommen Sie überhaupt? Haben Sie noch nie so was Schönes gesehen?«

Rosa war viel zu überwältigt vom eigenen Anblick, um etwas erwidern zu können.

»Und Bellocchi. Heißen Sie tatsächlich so?«, bohrte die Wirtschafterin weiter.

Rosa hatte sich wieder im Griff und merkte, wohin das Gespräch steuerte. Der Anblick ihres Spiegelbilds hatte sie nicht nur erschreckt, sondern auch aus ihrer Benommenheit gerissen. Sie musterte sich noch einmal. Nein, auf den zweiten Blick wirkte sie ganz und gar nicht wie ein unschuldiges Reh. Sie fühlte sich lediglich so. Ihre äußere Erscheinung aber deutete eher aufs Gegenteil hin. Obwohl ihre Augen dunkel, groß und dicht bewimpert waren, lag in ihrer Bläue etwas Wildes. Und ihre Glieder waren lang und muskulös, und die abfallenden Schultern erinnerten an einen Panther.

»Ja«, erwiderte sie. »Mein Familienname ist Bellocchi.«

Die Wirtschafterin erstarrte. »Mein Familienname ist Bellocchi, Signora Guerrini.«

»Wie bitte?«

»Sie müssen mich Signora Guerrini nennen. Oder hat man Ihnen dort, wo Sie herkommen, keine Manieren beigebracht?« Die Wirtschafterin rümpfte die Nase, ehe sie den Blick auf den Flötenkoffer heftete, den Rosa zusammen mit ihrer Tasche in der Hand hielt. »Und ich glaube nicht, dass Sie damit hier Musik machen können. Die Marchesa reagiert nämlich höchst empfindlich auf jegliche Art von Lärm.«

Einige der älteren Nonnen im Kloster waren schrullig und die Badessa war streng gewesen, doch niemals zuvor war Rosa einem so übel gelaunten Menschen wie Signora Guerrini begegnet.

Nein, dachte sie, ein putziger Igel war die Wirtschafterin beileibe nicht. Sie war etwas völlig anderes.

Rosa folgte Signora Guerrini bis zur Prunktreppe und dann zu einer Türe. Als die Wirtschafterin sie öffnete, blickte Rosa in einen kellerwärts führenden Treppenschacht. Schief dort etwa das Küchenmädchen? Ihre Haut kribbelte, als Signora Guerrini sie die Stufen hinunter und in einen verliesartigen Raum führte. Die Eiseskälte des Steinbodens durchdrang ihre Schuhsohlen. Durch Spinnwebvorhänge konnte sie auf schmiedeeisernen Regalen Hunderte von verstaubten Flaschen erkennen.

Signora Guerrini war an einer Tür angelangt, die auf einen Korridor ging, der sich wiederum auf eine Enklave mit einem Bett und einer Kommode öffnete. Zu Rosas Erleichterung wirkte der Raum gefällig. Die Tapete im Zitronenblütenmuster wurde von einer Sonnenblumenbordüre eingefasst, die mit der Tagesdecke auf dem Eisenbett harmonierte. Und das goldgelbe Motiv setzte sich zum Plafond hinauf fort, wo es in einer sternförmigen Deckenrose kulminierte. Die Tapete verbarg einen Einbauschränk, den Signora Guerrini nun öffnete und auf dessen Regalbretter sie Rosas Tasche und Flötenkoffer zu legen bedeutete. Sie zog Laken und Überzüge aus dem Schränk und warf sie aufs Bett.

»Ihr Bett können Sie sich selbst beziehen« sagte sie. »Ich habe anderweitig zu tun, und wir haben nicht mit Ihnen gerechnet.«

»Danke, Signora Guerrini«, sagte Rosa, als sie den Bettwärmer sah, den die Wirtschafterin aus dem Schränk genommen hatte und unter das Bett stellte. Vielleicht verabscheute sie Rosa ja doch nicht so sehr, wie Rosa es befürchtete. »Das Zimmer ist sehr hübsch.«

Signora Guerrini zog einen Vorhang zur Seite, sodass der Küchengarten sichtbar wurde. »Ja, sie haben es hübsch hergerichtet, nicht wahr?«, erwiderte sie und lächelte boshaft. »Früher war es das Krankenzimmer. Man brachte Dienstboten hierher, wenn sie sich mit der Pest angesteckt hatten. Das Küchenmädchen weigert sich, hier zu schlafen. Behauptet, es spukt.«

Signora Guerrini ließ Rosa zum Auspacken allein, was bei Rosas wenigen Besitztümern innerhalb von Minuten erledigt war. Sie überzog das Bett, setzte sich dann darauf und dachte über den zurückliegenden Tag nach. Am Morgen war sie in ihrer Klosterzelle erwacht und nun befand sie sich hier, in diesem Raum, in dem sie sich – obwohl viel hübscher – dennoch unwohl fühlte.

Hinter einem Paravent entdeckte sie ein Waschbecken und einen Eimer mit Holzstiel. Sie drehte den Hahn auf. Das Wasser war eisig und roch nach Schlamm. Sie ließ es laufen, spülte sich den Mund aus, bespritzte sich das Gesicht und setzte sich wieder aufs Bett. Gern hätte sie, um sich zu trösten, die Flöte gespielt, doch sie wollte keinen weiteren Ärger mit Signora Guerrini riskieren. Sie hielt sich eine imaginäre Flöte an die Lippen und verlor sich in der Musik, indem sie Bachs Allemande und andere Stücke aus dem Gedächtnis spielte.

So verging der Nachmittag und der Abend brach herein. Rosa wartete auf Signora Guerrinis Rückkehr, dass man sie zum Essen rief oder ihr das Haus zeigte, doch als schließlich der Mond aufging und es allmählich kalt wurde im Zimmer, begriff sie, dass

damit nicht mehr zu rechnen war. Sie holte die Wärmepfanne unter dem Bett hervor und legte sie sich auf den Schoß. Ohne Kohlen war sie nutzlos. Sie erinnerte sich an die Kohlenpfanne, die ihr Suor Maddalena früher im Winter gebracht hatte. Die davon ausstrahlende sanfte Wärme hatte das Kind Rosa glücklich gemacht.

Sie zog den Schlüssel aus ihrem Ärmel und versteckte ihn in ihrem Flötenkoffer. Ein Schauer lief ihr über den Rücken und sie entkleidete sich bei Licht. Wobei ihr nicht so sehr der Gedanke an Geister Angst machte, als vielmehr die Ratten, die sie im Keller scharren hörte. Sie kniete sich neben das Bett, um zu beten, doch die Worte, die sie zeit ihres Lebens vor dem Schlafen gesprochen hatte, fühlten sich auf einmal leer und hohl an. Und während sie in das Bett stieg, fragte sie sich, ob es wohl die abrupte Trennung von Suor Maddalena war, die ihr das Beten verleidete, oder aber dieser Ort, an dem Gott sie nicht hören konnte.